



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Staatsbahnwesen hat seine grundsätzlichen Gegner gewiß namentlich in den Reihen jener „Interessenten,“ die von den Privatbahnen „Interessen“ beziehen. Allein es kann nicht verschwiegen werden, daß auch außerhalb solcher Kreise jetzt vielfach über die Verwaltung Klage geführt wird. Den Reisenden berührt oft sehr unangenehm der Unteroffizierston, den Schaffner sich glauben herausnehmen zu dürfen. Im westlichen Deutschland herrschte im September, also der Hauptreisezeit, häufig der empfindlichste Wagenmangel, und dabei gehören Wagen mit dem Seitengange, der wenigstens einige Bewegung ermöglicht, immer noch zu den Ausnahmen, während sie beispielsweise in Oesterreich für Schnellzüge allgemein eingeführt sind. Bei den kurzen Aufenthalten sind sie aber auch durchaus notwendig. Wie soll man natürliche Bedürfnisse befriedigen, wenn der Zug immer nur ein bis zwei Minuten hält, und die betreffenden Anstalten in der Regel am äußersten Ende des Bahnhofes, oft außerhalb desselben angebracht sind? Beiläufig bemerkt, wäre es wohl Aufgabe der Eisenbahnkongresse, sich endlich über ein System für die Anordnung der verschiedenen für das Publikum bestimmten Räumlichkeiten zu einigen. Daß es nicht mit einem Schlage durchgeführt werden könnte, versteht sich von selbst; aber angestrebt werden sollte eine Ordnung, da jetzt auf jedem Bahnhofe Schalter, Gepäckannahme, Restauration, Abort u. s. w. an einer andern Stelle gesucht werden müssen. In Münster wird ein Zentralbahnhof gebaut. Ob es möglich gewesen wäre, den Neubau, wie es in manchen andern Städten geschehen ist, so zu bewerkstelligen, daß keine Halle abzutragen wäre, ehe ihr Ersatz dastände, können wir nicht beurteilen. Auf jeden Fall hätte sich vermeiden lassen, daß die aus Holland kommenden Züge unter freiem Himmel halten, was, wie Einheimische erzählen, während dieses ganzen regenreichen Sommers der Fall gewesen ist. Ein einfaches hölzernes Schuttdach hätte man doch verlangen können. Die Abschaffung der in gleicher Höhe mit den Wagenthüren liegenden Bahnsteige soll aus militärischer Rücksicht erfolgt sein, aber daß das Erklimmen der hohen Stufen für Frauen und kränkliche Personen oft sehr schwierig, das Herunterklettern mitunter den erstern ohne Verletzung des Anstandes kaum möglich ist, davon kann man sich leicht überzeugen. Ferner hört man Beschwerden darüber, daß die fortschreitende Zentralisation der Verwaltung die Vereinigung der Aufträge für die Bahnen in wenigen Händen zur Folge habe, indem die Direktionen die Arbeiten am Orte ihres Sitzes vergeben, während früher die Industrie verschiedener Städte oder Provinzen konkurriren konnte. Die Klagen über die Rücksichtslosigkeit der staatlichen Verwaltung mögen zum Teil unbegründet, die Anforderungen übertrieben sein. Aber gerade die Anhänger des Staatsbahnwesens müssen wünschen, daß den Gegnern keine Waffen geliefert werden.

Herr von Saint-Cere. Die bekannten angeblichen Unterredungen des Ministerpräsidenten Crispi mit einem Redakteur des Figaro sind so vielfach in der Tagespresse besprochen worden, daß man unwillkürlich nach der Persönlichkeit des Mannes fragt, der so viele Federn in Bewegung zu setzen versteht. Daß es ein Stockfranzose ist, geht unter anderm aus einer Stelle der zweiten Unterredung hervor, in der es heißt, er habe im Arbeitszimmer Crispis zahlreiche französische

Zeitungen liegen sehen, und dabei stolz ausruft: „Ja, man liest uns im Auslande und sammelt unsre Schriften!“ Unso wunderbarer ist es, daß dieser leidenschaftliche Patriot einen diesseits des Rheins nicht ganz ungewöhnlichen Namen trägt: er heißt nämlich — Rosenthal, was keine deutsche Zeitung mitteilt, was aber in allen italienischen Blättern zu lesen ist.

Wie merkwürdig sind doch die Wege des Journalismus! Herr Rosenthal berichtet über Äußerungen Crispiz zu Gunsten Frankreichs, Herr Oppert kommentirt sie, ebenfalls im Interesse Frankreichs, und beide französische Patrioten sind aus Deutschland nach Paris gekommen! Kann uns Frankreich wohl jemals dankbar genug dafür sein, daß wir ihm in deutscher Uneigennützigkeit diese beiden Schriftsteller überlassen haben?

Am interessantesten ist wohl dabei die Namengebung: Herr Oppert aus Blowitz wirft seinen Namen ab und nennt sich von Blowitz, erinnert also doch noch an seine Heimat. Herr Rosenthal dagegen heißt einfach Saint-Cere. Hoffentlich teilt er der Welt noch einmal den Grund mit, weshalb er die kleine Stadt auf diese Weise berühmt gemacht hat.

Freilich hat man in dem spießbürgerlichen Deutschland noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen Leute, die sich des Namens schämen, den sie von ihrem Vater übernommen haben. Ob die Herren Oppert und Rosenthal dazu geeignet sind, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, mag dahingestellt bleiben.

Herr Dr. H. Riegel hat die „Zuvorkommenheit“ (wie er sagen würde) gehabt, auf die Bemerkungen in Nr. 31 der Grenzboten zu seiner Rede in der Münchener Versammlung in Nr. 10 der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ eine Antwort zu erteilen, die wir zur Kennzeichnung seiner Kampfweise unverkürzt mitteilen wollen.\*) Es heißt da:

Die Grenzboten (Nro. 31 S. 237), die unlängst in ebenso leichtfertiger wie anmaßlicher Weise unsern Verein angegriffen hatten (s. Zeitschr. V. Nro. 3 Sp. 42/43), heben jetzt aus dem Berichte, den der Vorsitzende auf unsrer Hauptversammlung zu München erstattet hat, den Satz heraus, der vor der „engherzigen Peinlichkeit“ warnt, die mit „nüchternem Verstande überall die Elle der Schulregel anlegt u. s. w.“ (Amfg. Die Grenzboten entstellen auch noch den Satz, indem sie statt „Sprache“ — „Frage“ setzen.) und eifern aus diesem Anlasse heftig gegen den Verein, indem sie sich zugleich als Don Quijote für die angeblich mißachteten Sprachgesetze aufspielen! Wenn sie hiermit nicht eine absichtliche, also böswillige, Verdrehung begangen haben — denn die wahrhaften Gesetze der Sprache und die mit engherziger Peinlichkeit und nüchternem Verstande überall angelegte Elle der Schulregel sind himmelweit verschiedene Dinge —, so haben sie doch überaus schwachsinzig begriffen und höchst oberflächlich geurteilt. In welche Hitze sie überhaupt hineingeraten sind, beweist besonders die äußerst alberne Verwahrung, daß sie sich „Riegel nicht als Diktator gefallen lassen können.“ Wir haben mehr und Besseres zu thun, als uns mit solchen Fafeleien zu beschäftigen. Ubrigens geben die Grenzboten zugleich ein glänzendes Beispiel nüchterner Wortkitterei und peinlicher Regelweisheit, indem sie den Ausdruck „mit ausgezeichnete Zuvorkommenheit“ als grobe „Sprachsünde“ zu brandmarken sich herausnehmen. — Daß jener von den Grenzboten so arg verdrehte Satz auf den „Sprachdummheiten-Mann“ dieses Blattes gemünzt sei, ist eine eitle Einbildung, der jeder sachliche Anhalt fehlt. So einzig in seiner Art ist denn doch dieser Herr leider noch nicht! Immerhin aber ist es angenehm zu sehen, daß er sich von der Wahrheit getroffen fühlt. Als höchst tadelnswert jedoch muß es gerügt werden, daß dieser Herr sich auch hier wiederum Mitglied unsers Vereines nennt und diesen zugleich aus dem Dunkel der Namenlosigkeit heraus öffentlich zu verklären sucht. Wir bitten ihn dringend, auszutreten oder sich zu verhalten, wie es einem rechtschaffenen Mitgliede ziemt. Wer ist denn dieser saubere Herr?

\*) Der Einsender bittet den Herrn Korrektor, diesen Zeilen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, da Herr Riegel Druckfehler als Entstellungen bezeichnen würde.

Ein Gracche, der über — Verdrehungen klagt! Die Ungezogenheiten, von denen die vorstehenden Zeilen frohen, mögen Herrn Niegel verziehen sein; zuerst einen Streit vom Baune brechen (oder muß es vielleicht heißen: aus dem Baune brechen? — das wäre wieder ein Stoff für eine unfreiwillig-humoristische Untersuchung!), über die Schwäche seiner Sache durch starke Ausdrücke zu täuschen versuchen, und wenn das nicht gelungen ist, schimpfend und mit der Erklärung sich zurückziehen, man habe „Besseres zu thun“: dieses Kunststück haben schon manche fertig gebracht. Aber die Dreistigkeit, mit der er Unwahrheiten aufischt, kann uns nicht abhalten, diese aufzudecken. Es ist unwahr, daß in Nr. 31 gegen den Verein geeifert worden sei; das gerade Gegenteil ist die Wahrheit. Es ist unwahr, daß der Ausdruck „mit ausgezeichneteuvorvorkommenheit“ als grobe Sprachsünde gebrandmarkt worden sei; Herr Niegel wurde nur auf seine sinnwidrige Anwendung dieses Ausdruckes aufmerksam gemacht, und dies auch nur, um ihm zu zeigen, daß der ihm so verhaßte „nüchterne Verstand“ doch nützlich sein könne. Es ist unwahr, daß der „Sprachdummheitenmann“ sich durch die Ausfälle in der Münchener Rede getroffen gezeigt habe; in Nr. 31 der Grenzboten ist ausdrücklich erklärt, daß ein anderer das Wort nehme, und wenn Herr Niegel diese Erklärung thatsächlich als unwahr behandelt, so verdiente das eigentlich mit einer Entlehnung aus seinem Wortschatze beantwortet zu werden. Bedauerlich ist es vor allem, daß jemand, der sich berufen glaubt, in Angelegenheiten der Sprache das große Wort zu führen, nicht einmal Stilgefühl genug besitzt, zu erkennen, daß die größern und die kleinern Aufsätze über Sprachunfug, die im Laufe der letzten Jahre in den Grenzboten erschienen, aus sehr verschiedenen Federn geflossen sind. Auf sein Wort hin bekennen wir also in diesem Falle unsern Irrtum. So ganz unverzeihlich war jedoch die „eitle Einbildung“ nicht: man braucht sich nur daran zu erinnern, wie oft (und noch in neuester Zeit) Herr Niegel seine Galle über den „Sprachdummheitenmann“ ausgegossen hat, und daß er (was er diesmal zu erwähnen vergißt) in München sich ausdrücklich gegen die wandte, die bei Verstößen gegen die Sprachgesetze „über Dummheit schreien.“

Daß der Verfasser der „Sprachdummheiten“ nicht der einzige seiner Art ist, geben wir unbedingt zu. Wir haben im verflossenen Sommer in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Personen angetroffen, die über das, was unsrer Muttersprache noththut, im wesentlichen so denken wie er, und über das Auftreten des Herrn Niegel so wie wir. Und Herr Niegel braucht nur in seiner bisherigen Manier fortzufahren, um die Zahl der Kezer fortwährend zu verstärken. Deshalb gestehen wir ihm auch zu, daß der Ausdruck Diktator unpassend, nämlich zu schwach war. Herr Niegel zeigt sich auch diesmal außer Stande, zwischen der Sache des Sprachvereins und seinen persönlichen Angelegenheiten zu unterscheiden. Wer ihn zurechtweist, der eifert gegen den Verein, wer ihn nicht als unfehlbar anerkennt, der verlästert den Verein, dem rät Herr Niegel ganz unbefangen an, auszutreten. Gewiß ein sehr bequemes Mittel, jeden Widerspruch zum Schweigen zu bringen! Wir streichen also den Diktator und sagen: Einen Papst, heiße er wie er wolle, wird sich der Verein nicht gefallen lassen. Gewöhnt sich Herr Niegel einmal ab, sich und den Verein für eins anzusehen, so werden wir ihn in dem Bemühen, eine komische Figur zu spielen, sicherlich nicht mehr stören.

Für die Bekehrung, daß die „wahrhaften Gesetze der Sprache“ und die „Schulregel“ zweierlei Dinge seien, sind wir natürlich sehr dankbar. Wer entscheidet aber darüber, wo dieses wahrhafte Gesetz — ein köstlicher Ausdruck! — aufhört und die nüchterne — immer die lästige Nüchternheit! — Anwendung

der Schulregel anfängt? Ohne Zweifel Herr Dr. Riegel! Das könnte lustig werden.

Zum Schlusse spielt Herr Riegel noch den bei Leuten in seiner Lage sehr beliebten Trumpf aus, seine Gegner nach dem Namen zu fragen. Sein neuester Aufsatz ist allerdings auch namenlos erschienen, aber jeder Satz trägt den Stempel seines Verfassers. Er hat gegen unsre Einwendungen nichts Sachliches vorzubringen vermocht; glaubt er wirklich, daß es ihm etwas helfen würde, wenn er erführe, ob Hinz oder Kunz die Bemerkungen in den Grenzboten zu Papiere gebracht hat! Möglicherweise wird es uns einmal belibien, unsern Namen zu nennen, die grobe Anzapfung des Herrn Riegel kann uns aber nicht veranlassen, seine Neugier zu befriedigen. Gutmütig, wie wir sind, geben wir ihm aber noch einen guten Rat. Er wird doch einen wahren, aufrichtigen Freund haben? Nun gut, den frage er einmal aufs Gewissen nach seiner Meinung in dieser Sache, von dem lasse er sich sagen, ob seine Herrschsucht und sein Eigensinn ihm selbst und dem Sprachverein förderlich seien oder nicht.

Das französische Wespennest. Der kürzlich verstorbene Alfons Karr war bekanntlich ein tüchtiger Gärtner und überhaupt ein großer Naturfreund. Im letzten Jahre seines Lebens hat er dem Figaro, dessen Mitarbeiter er seit 1827 gewesen war, eine Reihe naturgeschichtlicher Satiren geliefert, die allerlei menschliche Thorheiten im Wilde des Lebens und Treibens kleiner Tiere, wie der Eintagsfliegen und Käfer, verspotten. Die letzte dieser Satiren ist Les Abeilles überschrieben und am 11. Oktober, elf Tage nach seinem Tode, erschienen. Sie schildert den Bienenstock als eine Musterrepublik, in der ein jedes an seinem Plage seine Pflicht erfüllt, ohne durch äußern Zwang dazu angehalten zu werden, und stellt ihm dann die französische Republik gegenüber. Litterarisch ist die Satire insofern verfehlt, als man in der Schilderung der Gebrechen des französischen Staatswesens die durchgehende Beziehung auf den Bienenstock vermißt; es hätte etwa als Wespennest dargestellt werden können, oder als ein Bienenstock, in dem bei einer Revolution die Königinnen umgebracht und die Arbeitsbienen von den Drohnen unterjocht worden wären. An sich aber ist alles, was er der herrschenden Clique sagt, kräftig und gut.

Republikaner — so wettet der Alte —, Republikaner wollen wir sein? Worin besteht denn unsre Republik? Darin, daß sich unsre Volksvertreter mit einer Stimme Mehrheit dafür erklärt haben. Nach J. J. Rousseau gehört Einstimmigkeit zu einem Verfassungswechsel; bei uns aber ist die eine Hälfte des Volkes weniger einem von der andern Hälfte plus einem unterjocht worden und wird wie ein besiegter Feind behandelt. Nicht Sklaven sind wir, die ihre Fesseln zerbrochen und sich befreit haben, sondern launische Bedienten, die alle Augenblicke ihren Herrn wechseln. Wir gleichen jenen Wilden, die sich jeden Tag einen andern Gözen machen, indem sie den ersten besten Gegenstand dazu wählen, auf den ihr Blick fällt, wenn sie morgens aus ihrer Hütte treten: heute einen Vogel, morgen eine Eidechse, übermorgen einen Kieselstein. Was nützt uns denn diese Republik? Werden wir denn billiger und besser regiert? Leben wir glücklicher und freier, wird uns das Fortkommen leichter, mindert sich das Elend? Die Steuern wachsen täglich, unverschämte Geldverschwendung erweitert beständig die unausfüllbare Kluft des Defizits, die Selbstmorde nehmen überhand, Freiheit und Gerechtigkeit werden verhöhnt, indem die Schuldigen ihre Vettern und Freunde in die hohen Ämter zu bringen wissen und bei diesen Schutz finden, das Privateigentum wird von den Gewalthabern nicht mehr respektirt.

Die Republikaner versprechen fortwährend, ohne irgend etwas zu halten, während die „Tyrannen“ ihrerzeit wirklich geleistet haben, was jene nur versprechen. Karr führt einige Worte und Maßregeln Heinrichs IV. an, u. a. eine volkswirtschaftlich bedeutsame Anrede dieses Königs an den Adel: „Was kommt ihr hierher nach Paris und schleppt den Ertrag eurer Güter in kostbaren Kleidern auf dem Leibe herum? Schert euch nach Hause und gebt euer Geld auf den Gütern aus, die es euch liefern!“ Dann fährt er fort: Ein großer Vorzug des erblichen Königtums besteht darin, daß der zukünftige König sein Handwerk lernt, ähnlich wie das zur Bienenkönigin bestimmte Fliegentierchen von den Arbeitsbienen mit besondrer Sorgfalt erzogen wird. Wir aber vertrauen die Geschicke Frankreichs dem ersten besten an: Fallobst, Hungerleider, Advokaten und Ärzte ohne Praxis, Menschen, die ihre Erziehung in den Aneipen genossen haben, solche Leute regieren uns. Drum können auch diese »großen Bürger,« wenn sie sich einmal in die Regierung eingenistet haben, mit der größten Leichtigkeit vom Unterrichtsministerium ins Kriegsministerium übergehen, und tragen nicht das mindeste Bedenken, die Leitung der öffentlichen Arbeiten mit der des Auswärtigen Amtes zu vertauschen; verstehen sie doch von dem neuen Fach so wenig wie von dem andern. Ihre Geschäfte werden von Unterbeamten besorgt, deren Stellen so schlecht dotiert sind, daß es nicht der Mühe lohnt, sie daraus zu verdrängen, sodaß sich bei ihnen die für die Verwaltung nötige Übung und Überlieferung bildet. Diese Unterbeamten liefern dann auch den Ministern den Stoff zu ihren Reden, die sie vor der Kammer herunterplappern, ohne sie zu verstehen. — So hat die sterbende Wespe — durch seine Wespen ist Alfons Karr dereinst berühmt geworden — ihren Stachel in den Leibern der falschen Bienen zurückgelassen, die die große unechte Republik bilden.

Nachtrag. Der Aufsatz über die Sozialdemokratie und die öffentliche Meinung in diesem Hefte war bereits dem Druck übergeben, als dem Verfasser ein Artikel des Berliner Volksblattes vom 11. Oktober d. J. über die Grundsätze der sozialdemokratischen Parteitaktik zu Gesicht kam, der eine neue Bestätigung der von ihm vertretenen Anschauungen enthält.

Mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, warnt das offizielle Organ der sozialdemokratischen Parteileitung vor einer Überschätzung der erzielten Wahlerfolge. Ein sehr großer Teil der für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen sei von Leuten abgegeben worden, die, ohne überzeugte Sozialdemokraten zu sein, in der Sozialdemokratie lediglich den besten Anwalt für ihre Interessen erblickten. Es sei die Aufgabe der Partei, diese politische Klientel zu bewußten Mitkämpfern zu machen, und dies könne man nur dadurch erreichen, daß man eine Partei der politischen Aktion sei und die Anforderungen der Gegenwart im Auge behalte. Die neue Situation erheische eine Erweiterung und Steigerung der parlamentarischen Tätigkeit; geschehe dies nicht, so würden die Massen der Wähler das Vertrauen verlieren. Nur der utopische Sozialismus vergesse über der Zukunft die Gegenwart.

Man sieht, wie klar die Partei sich über den Umfang ihrer Macht und die wahren Ursachen derselben ist, und wie die Rücksicht auf die nicht überzeugten Anhänger ihre Grundsätze umzuwandeln beginnt. Nur noch wenige Schritte innerhalb der durch unsern Artikel eingenommenen Gedankenrichtung und — man läßt die Zukunft auf sich beruhen und widmet sich ganz den praktischen Aufgaben der Gegenwart. Dahin die Partei zu bringen, ist unsre Aufgabe.